

7. Kai: Reden

»[D]as war ein Wirrwarr von Gefühlen, weißt du, ich hab politische Philosophie unterrichtet! Staatslehre! [lacht] Und dann begann ja eben dann ein ziemlich illegaler Status. Und ich, ich hab keinerlei Möglichkeit, das irgendwie in Einklang zu bringen.«

Wir treffen uns in einem studentischen Café. Mir kommt der Gedanke, dass wir uns in dem uns beiden vertrauten Raum des Uni-Kontextes treffen. So förmlich ist er gekleidet und ich so leger – nur Jeans und T-Shirt. Kurz erscheint es mir, als sei ich die Studentin, die sich mit ihrem Professor trifft. Doch dann spüre ich seine Nervosität. Er betont, dass er nicht sicher ist, ob er im Interview fähig ist, sich so gut auszudrücken, wie er es eigentlich möchte. Plötzlich kehrt sich unser Verhältnis um, so als sei ich nun diejenige, die ihm eine Prüfungsleistung abnehmen muss. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Kai promoviert seit zehn Jahren am Lehrstuhl für Philosophie. Zwischenzeitlich ist sein Visum, welches er zum Zweck der Doktorarbeit erhalten hat, abgelaufen. Das Gespräch mit Kai ist sowohl von Diskrepanzen auf inhaltlicher Ebene als auch von Spannungen im Dialog zwischen uns durchzogen.

7.1. Der Schein

Kai ist in Vietnam geboren, war jedoch nicht nur in Saigon auf der Schule: *»[J]a, ich war in Kanada zur Schule und in Amerika, Los Angeles«*. Nachdem er die Schule abgeschlossen hat, geht er nach Frankreich, um Musik und Mathematik zu studieren. Im Anschluss zieht es ihn zu einem weiteren Studium nach Deutschland.

»Warum das, das kann ich dir nur sagen, ist schon seit der Schulzeit hab ich die deutsche Philosophie gemocht [...] und im Musikstudium dann natürlich begegnet man den deutschen Komponisten überall. [...] Also die deutsche Kultur war für mich ein Leitmotiv im ganzen Anliegen zu Beginn. Dann bin ich gekommen.«

Er besucht zunächst das Priesterseminar und studiert Theologie.

»Und äh, ich wollte dann Philosophie studieren nach Theologie [...] und hab hier nochmal das Philosophie angefangen, das Studium. Das vierte Studium also.«

Nach seinem Magisterabschluss in Philosophie strebt er die Promotion an und hätte zudem vielseitige Möglichkeiten gehabt.

Kai: »Also das war so, dass ich ähm, ... also nach dem Magisterstudium hatte ich die Gelegenheit, ein Stipendium zu bekommen, ja, nach Boston zu gehen.«

Ich: »Oh, wow.«

Kai: »Und, ja, um zu promovieren. Also ich hab verschiedene Möglichkeiten. Ich hab mich dafür entschieden, in den Jesuitenorden einzutreten.«

Dann gerät er jedoch in eine Krise.

»Und da begann eine schwierige Zeit in meinem Leben. War wirklich ein Schnittpunkt, also ab dem Zeitpunkt hab ich ähm also kaum noch Unterstützung also äh bekommen, von meinen Eltern. Also bis dahin haben meine Eltern alles finanziert.«

Kais Erzählungen klingen dennoch vergleichsweise privilegiert, sie klingen nach vier Studienabschlüssen, nach einem erfolgreichen Musiker, nach einem versierten Philosophie-Doktoranden.

»Ähm, Philosophie-Vorträge in bestimmten Kreisen gegeben und da haben sie auch Spenden gegeben. Und davon hab ich ja eigentlich gelebt über Jahre. Also Klavier und Philosophie. Und das mit dem Mathe, ähm, äh, als als Vertretungslehrer, das wurde weniger. [...] Und bis 2017, dann war ich erschöpft. Das war wirklich der Tiefpunkt ungefähr. [Pause] Ja. Ähm. Und ab dem Zeitpunkt, da ist das Visum abgelaufen.«

Er sucht nach einer Legitimation für sein Handeln über den Verweis, dass er trotz vielfacher Angebote im Ausland nur in Deutschland bleiben wollte.

»Ich hab mich eigentlich nicht mehr darum gekümmert. Also ... mh. 2017 glaub ich, da war wieder eine Möglichkeit von einem Professor aus Chicago, dass ich dann bei ihm promovieren würde. Aber ich hab mich freiwillig entschieden, hier zu bleiben. [...] Und ähm, also insofern ist es jetzt nur die Folge dessen, was ich selbst für mich beschlossen habe.«

Aber das Bild, welches er von sich zeichnet, gerät immer wieder ins Wanken. Nach und nach bröckeln dessen Fassade und dessen Schein. Er spricht von Diskrepanzen in seinem Studienverlauf.

Kai: »Man braucht letztlich doch ein, ein Stück Papier. Und das Stück Papier hab ich immer noch nicht, [...] man braucht ja erst mal im System ein paar Zertifikate. Und das ist, was ich mit Diskrepanz gemeint habe.«

Ich: »Ja ... mh, aber dennoch hast du ja mehrere Studienabschlüsse, oder?«

Kai: »Nee, nee, keine Abschlüsse. Ich hab sie nicht abgeschlossen.«

Dass er nur eines seiner vier Studien abgeschlossen hat, war nicht Teil seiner vorherigen Erzählungen.

Ich: »Und du hast ja Berufserfahrung? An der Universität? [...]«

Kai: »Oh, wenn du willst, dass ich ein, ein CV aufstellen würde, dann sieht es nicht gut aus. Sieht es lückenhaft aus. Es ist nicht so perfekt, wie man gewöhnlich tun würde. Nicht? Also das, äh, ich suche auch wirklich nach einer Institution oder nach jemanden, der vielleicht nicht auf die Papiere schaut, sondern ähm mit mir ein Gespräch führen würde, um zu erfahren, wie man alles noch machen kann ... ähm ... ja, das wäre mein Traum.«

Ich: »Aber [...] warum meinst du, dass es so lückenhaft aussieht?«

Kai: »Ja, weil jahrelang kann ich ja nichts vorweisen, was ich da getan habe. Wo ich in Schweden war, wo ich in Frankreich und überhaupt [...]. Also verstehst du, das wäre nicht so, ich kann angeben, das hab ich alles gemacht und ich hab nicht die ganze Zeit verpennt. Ähm ... und die Bücher ... was wir ja wissen, ... von der Philosophiegeschichte, [...] aber das kann ich nicht vorweisen institutionell. Das ist die Schwierigkeit bei mir.«

Das, was Kai vorweisen könnte, scheint ihm seiner Ansicht nach nicht gerecht zu werden. Seine philosophischen Einsichten, die private Lektüre von philosophischen Diskursen können nicht belegt werden. Auch den institutionellen Anschluss scheint er verloren zu haben.

Ich: »[...] Aber mit deinem Doktorvater? Wie ist da das Verhältnis?«

Kai: »Sehr komplex. Sehr kompliziert. Sehr kompliziert. Also menschlich ... menschlich gut. [...] Aber ... [lacht] aber das Problem ist wahrscheinlich nicht ansprechbar, weil es so komplex ist. [Pause] Weil ich möchte nicht den falschen Eindruck erwecken, dass ich hinter dem Rücken meines Doktorvaters was Schlechtes über ihn erzähle ... [...]. Das ist die Schwierigkeit. Und zum einen hab ich ihm furchtbar viel zu verdanken und zum anderen gibt es auch Reibungspunkte. Und es ist nicht nur fachlich, philosophisch. Es geht nicht nur um ein Argument oder so, weißt du, es geht um eine Gesamteinsicht, es geht um eine, eine, eine Einstellung, eine innere Haltung. Und ich meine, da, wo, was ich da gesehen habe, wäre es vielleicht zu verbessern und so.«

Kai betont immer wieder seine philosophischen Einsichten als eine Art ›Gesamteinsicht‹, ohne genauer darauf einzugehen, worin diese besteht. Er macht sich dadurch unantastbar, er schwebt über den Dingen. Dass er seine anderen Studien nicht abgeschlossen hat, dass er seine Doktorarbeit nicht fertigstellen konnte, habe nichts mit fachlichen Schwierigkeiten zu tun, sondern mit der Ansicht, eigentlich darüber hinaus zu sein:

»Ich muss ja jetzt noch diese Promotion machen, aber also, wenn du erlaubst, ich glaube, ich wäre schon längst darüber hinaus. Ich war nur nicht in der Lage, sie zu beenden. Ich hatte kein Geld, ich war psychisch nicht stabil, also depressiv und so. Ähm, aber, ich hab ja Doktorarbeiten betreut und ähm, Diskussionen geführt, so, mit den Professoren und ähm, aber wie, wie kannst du das unter Beweis stellen, verstehst du?«

Es sind diese Ungereimtheiten und Diskrepanzen, die unser Gespräch durchziehen und sich auch in seinem erzählten Erleben über den Verlust des Aufenthaltsstatus widerspiegeln.

7.2. Die Diskrepanzen

»Also zu Beginn war natürlich alles sehr legal und ordentlich. Ich bin mit Visum gekommen. Mit 20 glaub ich, da war ich, ähm, also vor 17 Jahren, nein 19 Jahren ...«

Es scheint ihm wichtig zu betonen, dass anfangs alles ›legal‹ und ›ordentlich‹ gewesen sei. Dann folgt seine Erzählung über all seine Studien, sein intellektuelles Können, seine Möglichkeiten. Der Verlust seines Aufenthaltsstatus durch das abgelaufene Visum wird in seine Bildungschronologie hineingewoben. Er deutet Diskrepanzen an, die er benennt und im nächsten Atemzug schon wieder zu glätten versucht. Es ist schwer, ihm zu folgen. Doch es kristallisieren sich wiederkehrende Themenfelder heraus, die er argumentativ immer wieder streift. Da sind der Aspekt des Religiösen, welcher ihn bis heute prägt, seine Reflexionen über das Recht und damit verwoben die innere Zugehörigkeit zu einem Staat. Diese Zugehörigkeit wiederum basiert auf seinen persönlichen Wertvorstellungen.

»Ich wollte noch mehr wissen und das theologische Wissen hat nicht gereicht, sozusagen, also das Religiöse war dann auch ein sehr starkes Motiv für mich. Ich wollte ursprünglich auch Priester werden.«

Gleichzeitig ist sein Verhältnis zu religiösen Institutionen von Spannungen begleitet. Er erzählt, dass er nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden für ein soziales Jahr in ein Senior:innenheim nach Graz geschickt wurde.

»Und das war für mich eine große Umstellung. So von meinem Studentenleben in ein Leben, ja, mit harter Arbeit. Das war für meine Person nicht so wirklich ähm ... erträglich. Und das war eine Art Zusammenprall der Ideale. In mir.«

Erst als ich ihn später auf den Zusammenprall der Ideale anspreche, führt er aus:

»Oh, ja, ja, das ist sehr wichtig, den Punkt zu machen, weil äh ... zum einen war das ja so, dass ich diese Arbeit nicht machen konnte. Also bloß aus der katholischen Konstitution. Also gegen Ende ging es viel besser, aber am Anfang, ganz schlimm, ich wurde krank! Ich wurde ... [schnauft demonstrativ, als bekomme er schwer Luft] Also man ist einfach nicht dran gewöhnt. Ähm, aber das wäre vielleicht nicht, das wäre sekundär gewesen. Der springende Punkt, der wichtigere Punkt war, dass ich äh erkannt habe, oder noch nicht mal ganz vollständig erkannt, aber ansatzweise eingesehen, dass äh die Ideale im Jesuitenorden, für die ich ja leben wollte, nicht mehr so stimmten ... Es ist sehr schwierig, das vielleicht nachzuschildern.«

Die Spannungen in sich verortet er diesbezüglich auf zwei Ebenen. Da war zum einen die körperliche Anstrengung, die er nicht gewohnt war. Zum anderen beschreibt er, dass die Ideale nicht mehr mit seinen eigenen übereingestimmt hätten. Vielleicht war es schwierig für ihn, die Sinnhaftigkeit seiner Tätigkeit im Senior:innenheim zu erkennen. Da hat sich etwas in ihm gesperrt oder verweigert. *»Bloß aus der katholischen Konstitution«* hätte er die Arbeit machen können. Das klingt nach einer höheren Vorgabe, die ihm persönlich eigentlich widerstrebte. Seine eigentlichen Tätigkeiten, sein Kontakt mit Menschen, seine Begegnungen und Erfahrungen beschreibt er nicht.

»So, so, was man einen Katholizismus ... und das ist aber nicht mehr der Katholizismus, der in Deutschland ist. Es gibt noch in kleinen Gruppen, äußerst konservativ, aber dann auch wiederum wieder ein bisschen weltfremd, ne, beinahe verfassungswidrig, die Ansichten, die sie immer noch haben und pflegen. Und es ist so, niemand hat mir die Aufklärung gegeben, also, ich bin dort gewachsen, aber dann auch in einem moderneren Milieu im Studium, ähm, und ich wusste nicht, wie ich das alles so in Einklang bringen konnte. Und das war die Diskrepanz. Ja, das war die Widersprüchlichkeit, die ich innerlich in mir, äh, hatte.«

Kai ist katholisch sozialisiert: *»[B]in ja in diesem katholischen Milieu aufgewachsen und hab dann, also, bis sehr spät, so, sehr starke Prägungen von einem Milieu in mir getragen«*. Es ist diese Prägung jedoch, die ihn unter Spannung setzt. Gerade in der Konfrontation mit der Studierendenwelt, einem ›moderneren Milieu‹, konnte er beides nicht mehr miteinander in Einklang bringen: *»[U]nd, es ist so, niemand hat mir die Aufklärung gegeben ...«*

»Ähm, der Prozess sozusagen, der Aufhören-Prozess bei mir hat ja stattgefunden. Aber mühsam und schmerzvoll. Sehr schwierig, also, ich weiß es nicht, wie ich das so wirklich angemessen zusammenfassen könnte. Aber die Fakten sind, dass ich dort war und dann wieder ausgetreten

bin. Weil ich die Werte da nicht mittragen konnte. Und es war auch kein friedvoller Abbruch, sondern eher in ähm, im Streit wäre vielleicht zu viel gesagt, und es war für sie vielleicht bedeutungslos, aber für mich war das natürlich nicht einfach. Da stand ich ja plötzlich auf der Straße, ne.«

Die Spannungen führten letztlich zum Austritt und damit einhergehend konnte er sein Theologiestudium nicht mehr beenden. Seine Schilderungen über einen Streit, der doch kein Streit war, über die Bedeutungslosigkeit auf der einen Seite und seinen Schmerz auf der anderen Seite untermauern seine innere Zerrissenheit. Das bedeutete jedoch nicht, dass er dem Katholizismus insgesamt abschwor.

»Da bin ich [...] umgezogen. In ein Kloster [...]. Ähm, also sie haben mich mehr oder weniger aufgehoben. Aber nur, sozusagen äh, weil ich so dargestellt habe. Sie haben nicht von den anderen Aspekten gekannt. Sie haben mich nur so gesehen und es, dass ich in einer spirituellen Schwierigkeit auch war, und dann haben sie geholfen.«

Auch hier deutet sich an, dass Religion für Kai etwas Losgelöstes vom Alltag bedeutet. Er wird nicht wegen seines abgelaufenen Visums, seiner Wohnungslosigkeit, seiner finanziellen Sorgen in das Kloster aufgenommen, sondern weil er in spirituellen Schwierigkeiten steckt. Eine starke Diskrepanz scheint auch in seinen Reflexionen über das (Staats-)Recht und über das persönlich empfundene Recht auf Zugehörigkeit auf. Er äußert sein Gefühl über eine Selbstverständlichkeit, in Deutschland sein zu dürfen oder gar zu müssen:

»Also für mich ist eine sehr natürliche Sache, dass ich hier bin. [lacht] Das ist so ein inneres Gefühl. Ich weiß, daraus kann man kein Recht machen. Das will ich auch nicht, ähm, also wenn man wirklich äh ... [...] hart auf hart die Argumente, die Argumentation dann klären sollte, dann wäre ich vielleicht eher mehr oder weniger konservativ eingestellt sogar. [...] Also zwei, dreimal, dreimal insgesamt hab ich die ... ein Stipendium in Amerika abgelehnt, um hier zu bleiben. Und ich bin, ich hab Frankreich verlassen und das wäre, ich spreche Französisch auch als Muttersprache. Es wäre möglich gewesen. Und ähm ... Das ist ja eine natürlich Liebe zu der deutschen Sprache, zu der deutschen Kultur und das, verstehst du, wie wie, das ist weder irgendwie ein Rechtfertigungsmoment oder irgendwelche Liebeserklärung. Das ist ja eine Natürlichkeit, die ich habe. Das ist, ich bin. Ja. Aber dann gibt es ja diesen Status und der steht irgendwie dieser Natürlichkeit im Weg.«

Es ist aus seiner Perspektive eine ›Natürlichkeit‹, dass er in Deutschland lebt, denn er hat sich die Sprache, die ›deutsche Kultur‹ nicht mühsam angeeignet, sondern diese bereits als eine Art von vornherein angelegter innerer Hingabe mitgebracht. Es wirkt, als verheddere er sich in seiner eigenen Argumentation. So sei ihm bewusst, daraus keinen Aufenthaltstitel generieren zu können, er sei sogar konservativ eingestellt diesbezüglich: *»Also ich wäre, also in dem Sinne, meinte ich ja, ich wäre schon für das Recht. Ich wäre nicht für Beliebigkeit [lacht]«*. Und gleichzeitig erscheint ihm seine Legitimation, in Deutschland zu sein, so selbstverständlich, dass der mangelnde Aufenthaltsstatus dieses Gefühl und die politische Einstellung komplett irritiert. Dieses ›Naturrecht‹ leitet er aus seinem inneren Bestreben ab: *»Und ich, ich, also die deutsche Kultur bedeutet für mich sehr viel und ich möchte dann auch für sie arbeiten«*. So möchte er gerne einer Arbeit nachgehen, die

er als ›sinnhaft‹ empfindet. Gleichzeitig fehlen ihm dafür ohne Aufenthaltsstatus »die ganze Konstruktion der Korrektheit der Existenz« und die bereits aufgezeigten institutionellen Bescheinigungen. Eine Diskrepanz, die sich durch seine Gedanken, seine Studien und Dokumente zieht.

»Und dann ... dann eben, im Inneren, dann hab ich das alles ertragen, dann einfach. Weil es ist ja schon ein Leid, also ... In den Bekanntenkreisen, da sind es ja auch eh, eher eine vornehme Gesellschaft. Ich konnte so dieses Problem dort nicht einfach offen, so offen sprechen. Vielleicht hätte ich können oder sollen, aber ich hab mich nicht getraut.«

Vielleicht sind die Diskrepanzen für ihn auch deshalb schwer erträglich, da er sich in von ihm definierten ›vornehmen Kreisen‹ bewegt. Dahinter steckt womöglich auch die Annahme, dass der Verlust des Aufenthaltsstatus eher in einem anderen Milieu zu verzeichnen ist. So betont er auch: »[D]amals eine solche Tatsache würde nicht meinem Selbstbild entsprechen ... und des äh ... ist wiederum eine Diskrepanz. Aber nur innerlich. Und ich wollte das eben nicht ähm zugeben«. Er verschiebt die Widersprüche, in die er verstrickt ist, immer wieder ins Innere. Nach außen bewegt er sich gesellschaftskonform einer Bildungselite angemessen: Er tritt als Pianist auf, gibt Seminare, hält Vorträge. Dieses äußere Bild muss er mit aller Kraft verteidigen. Nur in ihm drin passt das alles nicht zusammen, gerät in Widerstreit.

»Ja, ja. Für mich ist es sogar unformulierbar. Weil die Natürlichkeit ist schon so groß. [...] Und dann, wenn du ... mich jetzt so auch äh, in der Uni treffen würdest, würdest du nicht vermuten, dass ich eigentlich ein Problem mit dem Visum hätte. Verstehst du? Und äh, ja, das ist vielleicht eine Situation.«

Er überträgt seine Wahrnehmung auf unser Gespräch. Auch darin verdeutlicht sich seine Annahme, dass jemand ohne Aufenthaltsstatus sich eigentlich in anderen Kreisen bewegt, dass man es anderen vielleicht eher ansehen oder von diesen gar erwarten würde. Diese Diskrepanz, dass er von einem Problem betroffen ist, das ihm absolut unnatürlich vorkommt und seinem inneren Bild widerspricht, ist beinahe ›unformulierbar‹.

»Ich konnte ... äh, also praktisch war ich irgendwie lahmgelegt, ich hatte keinen, keine Willensstärke mehr irgendwie, um irgendetwas zu unternehmen. Also die Miete wollte ich dann nicht mehr zahlen. Nicht, weil ich kein Geld hatte zu der Zeit, nein, ich hatte keine Lust mehr. Irgendwie, oder ein Freund ruft an und fragt, kommst du mit irgendwie, aus oder ... diese Lustlosigkeit. Ich hab auch nicht verstanden, warum. Weil das ist einfach so eine Schicksalslage. Ganz einfach, also ohne zu dramatisieren. Das ist eine psychologische Entwicklung einfach. Wenn man innere Spannungen hat, die aber nicht auflären kann, dann wird man innerlich blockiert. Und hat die Lebenskraft nicht mehr so parat. Und das war so die lange Episode, sehr lang [lacht], ziemlich qualvolle Episode.«

Hier bündeln sich die Argumentationsstränge: Die Diskrepanzen, die er im Jesuitenorden erfahren hat, und der Loslösungsprozess, der im Senior:innenheim begann, führten zu einer inneren Blockade. Diese verstärkt sich, als sein Visum abläuft: »Und so bin ich in eine, so, Depression? hineingeraten«. Er beschreibt die Depression als eine ›natürliche‹ Folge seiner Erlebnisse: »Ganz einfach, also ohne zu dramatisieren. Das ist eine psychologische

Entwicklung einfach.« So fügt sich in dieser Logik betrachtet alles ganz selbstverständlich.

»Ähm, die Zugehörigkeit und zwar die berechnete Zugehörigkeit zu einem Staatskorporus. Wenn man diesen Punkt nicht hat, also, weil das keine Empfindung, keine Empfindbarkeit, keine Sensibilität da ist ... dann lebt man illegal, ohne sich schlecht dabei zu fühlen. Es war nicht mein Fall. Ich hab mich sehr schlecht gefühlt.«

Immer wieder sucht er jedoch auch nach Worten, möchte sich verständlich machen. In seiner Argumentation spiegelt sich ein wiederkehrendes Bedürfnis, sich abzugrenzen und mit seinen Idealen und Werten ernst genommen zu werden.

»Ich suche. Weil ich bin nicht wie jemand, der hierherkommt, um ein Restaurant aufzumachen und dann nur für seine eigene Existenz zu arbeiten. Also das ist eine ganze Kategorie von Immigranten in Deutschland. Und ich gehöre nicht [betont] dazu. Ich lebe hier, ich bin hierhergekommen aus der Liebe zur deutschen Philosophie und ich werde auch nur für diese Liebe hier bleiben. Ja ... Und wie du siehst, ja, vielleicht könnte man erkennen, dass eine Arbeit so etwas Wert haben könnte.«

Er nimmt eine Hierarchisierung vor. Es gibt die Immigrant:innen, die nur für ihre eigene Existenz arbeiten, und er möchte sich eindeutig außerhalb dieser vermeintlichen Gruppe verorten. Es klingt an, dass jemand wie er durch seine Liebe zur deutschen Philosophie mehr Recht habe, hier zu sein, als Menschen, die sich nicht in diesen Diskursen bewegen können oder möchten. Es ist ein elitäres Ideal, dem er nachhängt. Es ist jedoch auch eine emotionalisierte Deutungsfolie, die er anbringen möchte. Im Gegensatz zu anderen, die »nur an sich« denken, nur an ihre eigene Existenz, denkt er an den Staat, möchte ihm dienen. Gleichzeitig hat er den Anschluss an seiner philosophischen Fakultät verloren, hat Schwierigkeiten mit dem Doktorvater, ist auch sonst beruflich nirgendwo so richtig angekommen. Auch hier deutet sich eine Kluft an zwischen dem, was er sagt, seinen Werten und seiner eigenen Position in der Gesellschaft, die nicht mit seinem Ideal in Einklang zu bringen sind.

»Also wie gesagt, während der Zeit, da, wo ich äh, ohne Papiere war, hatte ich ja einen Verdrängungsmechanismus entwickelt. [...] Während der Zeit [...] hab ich mit dem Freund ähm einfach Philosophie gemacht. Oder andere Gespräche geführt. Und Klavier gespielt. Im Chor gesungen. Konzerte mitgespielt, oder sinnvolle Aktivitäten und wenn du das machst, dann das verleiht dir dann auch so das Gefühl, oh, alles ist doch selbstverständlich, so. [lacht] Aber das war dann einfach ein Verdrängungsmechanismus.«

Vielleicht ist die Konstruktion seiner Werte aber auch deshalb so wichtig, weil sie das einzige sind, was ihn wirklich hält. Er sei ausschließlich »sinnvollen« Aktivitäten nachgegangen, die aus seiner Perspektive einen hohen gesellschaftlichen Wert haben. Das verleiht ihm ein Gefühl von Selbstverständlichkeit und das schützt ihn auch davor, sich mit den drängenden Fragen seiner Alltagsbewältigung zu befassen.

»Und ich, ich, also die deutsche Kultur bedeutet für mich sehr viel und ich möchte dann auch für sie arbeiten. Und das ist ja kein Ideal, so, das ist ja ein sehr konkreter Humanismus, das sind Werte, die errungen worden sind, für die ich ja in meiner philosophischen Einsicht sehr liebe.«

Es geht ihm um Werte, die er als konkreten Humanismus betitelt. Paradoxerweise klingen seine Schilderungen der sozialen Tätigkeiten im Senior:innenheim jedoch so, als wäre das nicht die Form von Humanismus, die er sich vorstellt. Es geht ihm vielmehr um den geistigen Humanismus, beispielsweise das Studium der Philosophie, so sagt er an anderer Stelle: »[D]u kannst ja wissen für dich selbst, dass du nach drei Jahren Meditation und Studium, konzentrierten Studium einen anderen Wissensstand und auch eine breitere, tiefere Humanität erworben hast«. Da ihm die institutionellen Abschlüsse fehlen, braucht er den Dialog, um seinen für sich definierten Humanismus nach außen zu tragen: »Also das, äh, ich suche auch wirklich nach einer Institution oder nach jemanden, der vielleicht nicht auf die Papiere schaut, sondern ähm mit mir ein Gespräch führen würde«. Kai bewegt sich auf einer Metaebene. Seine Werte, sein angestrebter Humanismus setzen an intellektuellen Diskursen an. Er möchte über die Gesellschaft, ihre Strukturen, ihre Politik philosophieren und seine Reflexionen darüber nach außen tragen. Er selbst wirkt dadurch wie abgesondert von eben dieser Gesellschaft, in der er keinen Anschluss findet, in der sein Visum über viele Jahre abgelaufen war, in der er sich auch institutionell nicht halten kann. Hier äußert sich ein ähnliches Bedürfnis wie bei Juan – nämlich nach seinem Handeln beurteilt zu werden und nicht nach dem, was sich im Rahmen eines offiziellen Lebenslaufs darlegen lässt.

7.3. Die Spannungen

Kai: »Es ist sehr schwierig, das vielleicht nachzuschildern, weil dann ... dann ... wie du siehst ja, also, bist du, bist du ... wenn ich fragen darf, also ...«

Ich: »Ja, ja klar.«

Kai: »Also katholisch oder ...«

Ich: »Ähm, ich bin selber nicht getauft tatsächlich.«

Kai: »Also die Lage der Kirche oder Gesellschaft in Deutschland oder auch sonst, also, wenn du dich damit befasst, dann siehst du dann auch so ... also, wenn man in einem solchen Milieu dann aufwächst, dann lebt man auch in Spannungen.«

Das Gespräch zwischen uns ist von Spannungen geprägt. Sobald Kai in einen Erzählfluss kommt, bleibt er unvermittelt stehen, erwartungsvoll, wie ich darauf reagiere. Dann stellt er Gegenfragen, durchbricht die sonst übliche Frage-Antwort-Struktur und die damit einhergehende Rolleneinteilungen eines Interviews.

Es existiert ein geteiltes Wissen über Forschung, das Verfassen einer Doktorarbeit. Und da erkenne ich auch ein Bemühen seinerseits, die mir dargelegte Verletzlichkeit nicht Überhand gewinnen zu lassen, sondern im Gegenteil, mich spüren zu lassen, dass er weiter ist, weiter als ein Doktorand ohne Dokortitel. Und gleichzeitig ein Bitten um Hilfe – unsere Beziehung pendelt in einem Machtungleichgewicht, was immer wieder neu austariert werden muss. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Ich: »[...] für die Zukunft siehst du deinen Lebensmittelpunkt auf jeden Fall in Deutschland auch?«

Kai: »Nein. Ähm, also ich kann nicht ja sagen, weil ich nicht weiß, wie das geschehen sollte. Also angenommen, ich könnte jetzt die Promotion beenden, dann werde ich das natürlich tun. Das wäre natürlich jetzt nicht technisch das Problem, eine Promotion abzuschließen. Ich hatte, ich

hab drei oder vier schon betreut sogar, also du musst nicht glauben, aber ...«

Ich: »Ja, doch natürlich.«

Kai: »Aber es ist eine Kompetenz, die ich im Laufe der Zeit erworben habe. Aber dann, wie soll es dann weiter aussehen, weiß ich nicht. Ich hab keine sozialen Kontakte.«

In diesem Dialogausschnitt zeigt sich eine Gesprächsdynamik, die sich immer wieder wiederholen wird. Ich spiegele ihm das, was ich meine, herausgehört zu haben. Er weist meine Annahme von sich und baut zunächst eine Hierarchie auf: »[I]ch hab drei oder vier schon betreut sogar, also du musst nicht glauben, aber...«. Im nächsten Schritt zeigt er sich jedoch verletzlich: »Ich hab keine sozialen Kontakte.«

Ich: »Ja, interessant, ich finde es sehr interessant, was du schilderst. Es ist eine sehr ungewöhnliche Lebensgeschichte. Ich habe den Eindruck, du hast dich sehr der geistigen Beschäftigung gewidmet und dass das auch einen großen Stellenwert für dich einnimmt, deine Auseinandersetzung mit verschiedenen Diskursen, Perspektiven ...«

Kai: »Durchaus, ja.«

Ich: »Ja, ich kann das gut nachvollziehen, was du beschreibst mit der Selbstverständlichkeit und der Natürlichkeit und wie diese letztendlich ja, ähm, diametral der Statuslosigkeit gegenüberstehen oder entgegenstehen.«

Kai: »Ganz genau richtig, ja.«

Ich: »Mh, gibt es für dich einen Aspekt, ähm, wo du mir gerne noch mehr darüber erzählen möchtest? Wo ich jetzt nicht nachgefragt habe?«

Grundsätzlich greift mein Gesprächsansatz nicht bei Kai. Während ich sonst häufig die Erfahrung mache, dass mein Gegenüber die Spiegelung über das, was ich wahrnehme, nochmal aufgreift und diese als Anlass nimmt, auf bestimmte Punkt einzugehen und zu schärfen, wendet Kai diese entweder von sich ab oder stimmt lediglich kurz angebunden zu. Der Dialog wird zu dem einer Prüfungssituation. Ich fühle mich wie eine Studentin, die versucht, das Gesagte angemessen wiederzugeben. Vielleicht ist es jedoch eigentlich er, der mir damit etwas spiegelt – nämlich sein Gefühl, in einer Prüfungssituation zu sein, und so kehrt er unser Verhältnis um. Jedoch bleibt es nicht auf der Ebene, im Gegenteil – schon kippt das Gespräch in eine völlig andere Richtung:

Kai: »Und das ist ähm [...] ich kann nicht so jemanden darum bitten, ja, hören Sie mir zu, ich erzähle eine Geschichte und was ich alles hätte jetzt noch tun können, ähm, ist ja sehr schwierig. Aber jetzt, wo du die Geschichte, du hast dir ja alles angehört ... wo du alles jetzt weißt, das ist auch wirklich eine offene Frage, wenn du meinst, das wäre noch irgendwo einsetzbar, wäre, äh, könntest du mir gerne sagen. Ich wäre sehr dankbar.«

Ich: »Ähm also mein Eindruck ist, du bist ja wahnsinnig breit aufgestellt, also, beruflich meinst du jetzt, oder? [...] Es kommt ja darauf an, was du, was du machen möchtest und was du dir vorstellen kannst. Weil von der Qualifikation her ...«

Kai: »Da gibts auch Diskrepanzen ...«

Ich: »Inwiefern?«

Kai: »[lacht] Ich muss ja jetzt noch diese Promotion machen, aber also wenn du erlaubst, ich glaube, ich wäre schon längst darüber hinaus.«

Kai bittet mich um Hilfe, um einen Rat, wie er sich beruflich weiterentwickeln könnte. Ich bin überrumpelt von der Frage, muss mich nochmal vergewissern, dass ich richtig verstanden habe, und nehme dann die Rolle der Ratgebenden an. Wie um das Ungleichgewicht wieder zu nivellieren, macht er deutlich: »[A]ber also wenn du erlaubst, ich glaube, ich wäre schon längst darüber hinaus.«

Kai: »Verstehst du, also verstehst du [lacht] meine Emotion? Das ist ja auch äh ... versetz dich mal in meine Lage. Dann verspürst du diese Diskrepanz sehr stark. Äh, wie soll ich jetzt über Staatsform und Demokratie und humanistische Werte reden, wenn ich nicht den Status habe. Und das ist eben die Frage.«

Ich: »Ja, aber ich finde, das muss man trennen. Das eine ist ein ähm, das sind ganz individuelle, persönliche Gründe, so, und das andere ist ja ein wissenschaftliches oder politisches Verständnis und das sind zwei verschiedene Ebenen, über die wir diskutieren.«

Kai: »Ja genau. Genau das.«

Lässt es sich wirklich trennen? Wohl kaum. Die innere Diskrepanz, das selbstverständlich empfundene Recht auf Zugehörigkeit, welches dem tatsächlichen Aufenthaltsrecht gegenübersteht, ist in Kais Schilderungen so eng miteinander verwoben, dass es nicht ausreicht, dieses auf die Ebene der individuellen Betroffenheit und der philosophisch oder politischen Abstraktion aufzuteilen. Und doch stimmt er zu. Vielleicht aus Resignation. Vielleicht aus Dankbarkeit für die simplifizierende Deutungsfolie. Vielleicht aus Selbstschutz.

Ich: »Ja, und ich hoffe, dass es nicht so rüberkommt, dass ich dir dadurch jetzt etwas abspreche ... nur weil wir dieses Gespräch jetzt darüber geführt haben.«

Kai: »Ja, ich, ich vertraue dir. Ich glaube dir, was du sagst. Einfach so. Und ich danke dir auch dafür. [lacht] Aber ähm, das ist auch eine ... eine Sache, die mir neu ist. Ich würde auch darüber nachdenken und schreiben. Wie dieses Empfinden ...«

Ich spreche das Ungleichgewicht an. Er sagt, er vertraue mir. Ich empfinde das Wort seltsam in dem Moment. Meinem Empfinden nach widerspricht die Gesprächsdynamik dem vermeintlichen Vertrauen. Steckt dahinter nicht vielmehr eine Forderung? Nimm mich mit meinen Ansichten ernst!

Kai: »Und ich glaube, das wäre dann auch so der Gegenstand deiner Forschung. Ähm ... wo du dich mit illegalen Menschen beschäftigst ... äh, oder dann könntest du vielleicht diesen Punkt anbohren, wie fühlt man sich, was ist da im Bewusstsein. Und ... ich glaub, Menschen haben Motive, wir haben alle Lebensmotive. Das sind die existenziellen Antriebskräfte und wahrscheinlich hätten sie dieses Bewusstsein eher nicht so ganz.«

Ich: »Mh, welches Bewusstsein meinst du?«

Kai: »Ähm, die Zugehörigkeit und zwar die berechnete Zugehörigkeit zu einem Staatskorporus.«

Kais Reflexion verdeutlicht sein Bedürfnis, unser Gespräch für mich einzuordnen und aufzuzeigen: Ich bin anders als die anderen, die vielleicht nicht das ›Bewusstsein‹ haben, die nicht die ›natürliche Selbstverständlichkeit‹ besitzen.

Kai: »Also Verzeihung, ich will gar keine Vorlesung halten.«

Ich: »Nein, ich finde das sehr interessant.«

Kai: »Danke. [lacht]«

Ich bemühe mich, ihn mit seinen Ansichten ernst zu nehmen und wirklich verstehen zu wollen. Kai fährt fort:

»Mich würde auch schon interessieren, dann eben einen Afrikaner oder überhaupt so jemand, ein Flüchtling in dieser Zeit. Ähm, er ist hier, warum ist er hier und wie versteht er das und wie fasst er das so zusammen. [...] Wir vermuten oder ich vermute, dass sie das äh ziemlich ... unbewusst tun. [...] Oder würdest du sagen, weil Afrika kein Beethoven hervorgebracht hat, deswegen haben die Afrikaner jetzt so einen solchen Status? Ist schwierig, ist schwierig. Ich würde nicht sofort verneinen, aber es ist eine komplexe Sache.«

Ich: »Mh ...«

Kai: »Und es ist auch eine Realität. Das ist die Realität, die wir haben!«

Ich: »Aber, was meinst du denn genau?«

Kai: »Eben diese Handlungsweisen ...«

Ich: »Dass es ein Ungleichgewicht gibt?«

Kai: »Und das ist aber die Realität. Und ich frage, also die philosophisch, politische Frage ist ja, was möchtest du tun? [...] Also ... das meine ich vielleicht mit konservativ, was ich vorhin gesagt habe [...].«

Ich: »Mh ... okay, ja, vielen Dank, also ähm ... ich finde es sehr spannend, äh so Einsichten zu bekommen in das, ja, was du denkst darüber und ähm ja. Vielleicht jetzt nochmal so zum Ende, wie war das Interview für dich?«

Ich unterbreche ihn beinahe abrupt in seiner Reflexion, markiere deutlich das Ende des Gesprächs. Ich begegne ihm dabei nicht ehrlich, da ich ihm nicht widerspreche, sondern lieber die Flucht ergreife. Fast kommt es mir wie ein Schlagabtausch vor. Er hat das letzte Wort. Seine Ansichten zu meinem Forschungsthema sind stark zuschreibend, ausgrenzend und von einer elitären Perspektive geprägt. Letztlich spiegelt er mir alles genau so, wie ich in einer Analyse nicht vorgehe. Und ich finde mich in dem Widerspruch gefangen, ihn als Gesprächspartner genauso ernst zu nehmen wie alle anderen und gleichzeitig eine Wut zu empfinden. So als möchte ich ihm dies indirekt spiegeln, ergänze ich:

Ich: »War es eine unangenehme Situation oder ...«

Kai: »Nee, unangenehm nicht. Ich hab so viel geredet, wie du siehst. [lacht] Ich danke dir sehr für das offene Gespräch. Ich hab mich eher dann auch sehr verstanden gefühlt von dir.«

Er spielt mir den Ball zurück, begegnet mir offen. Vielleicht tue ich ihm Unrecht.

Kai: »Ach so, so ja, ja sehr gerne. Könnte ich auch was für dich tun?«

Ich: »Du hast schon sehr viel getan, jetzt mit dem Gespräch. Das ist für mich sehr hilfreich ... und ich danke dir dafür, weil das ähm, ja, mir auch nochmal weiterhilft für meine Arbeit. Ja, vielen Dank.«

Kai: »Ja, bitte sehr. Also in der Hinsicht, vielleicht könnt ich ja auch, also falls du irgendwelche Unterstützung bräuchtest ... also in der Promotion, in der Verfassung der der Dissertation, könnt ich auch gerne was tun. Falls nötig, also ...«

Ich: »Ja, Dankeschön. Vielen Dank. Ja.«

Kai: »Ja, ich danke.«

Am Ende bleibt ein diffuses Gefühl. Wer dankt wem? Wer tut was für wen? Wer schreibt jetzt eigentlich die Arbeit? Wer hat die Deutungshoheit? Ein Gefühl der Zerstreuung ...

Er spiegelt mir: Nein, du hast mich nicht verstanden. Er spiegelt mir: Du bist so verständnisvoll. Er spiegelt mir: Ich helfe dir gerne. Er spiegelt mir: Bitte hilf mir! (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Zuhören

Und dann war da ein Mann, dessen Namen ich nicht weiß, ein Vater, seine quengelnde Tochter auf dem Arm.

»Sie werden ausreisen müssen.«

»Aber ich liebe mein Kind«, war alles, was er sagte.